

Fremde auf dem Land

herausgegeben von
Hermann Heidrich, Ralf Heimrath, Otto Kettemann,

herausgegeben von

Hermann Heidrich, Ralf Heimrath, Otto Kettemann,

Martin Ortmeier und Ariane Weidlich

Schwabengänger

Kinderarbeit in der Fremde

von Siegfried Laferton

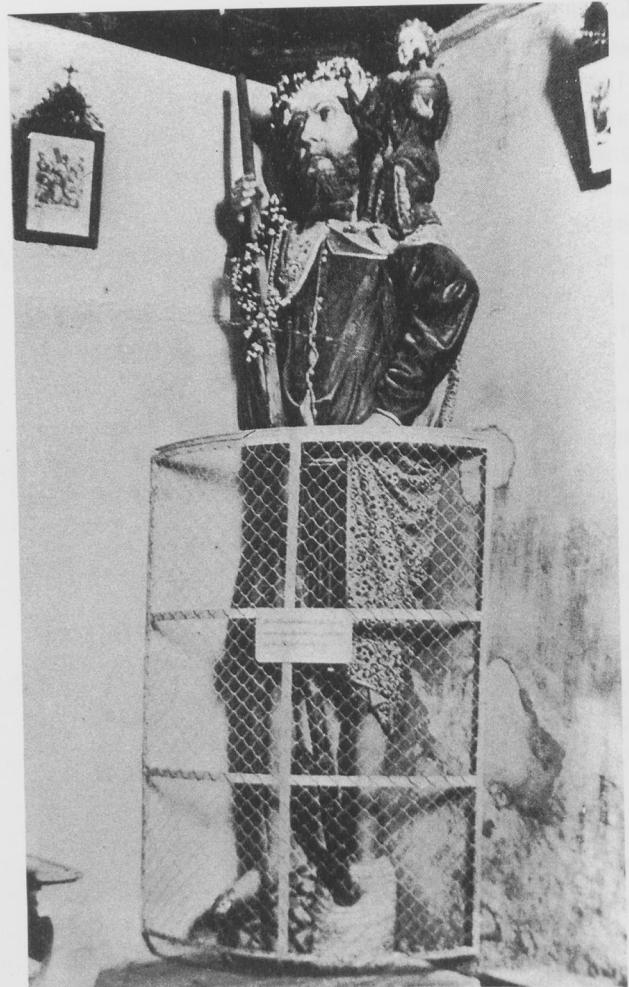
Heimweh

Da war auf einmal dieses Gefühl, das vor allem die Erstlinge unter den Schwabenkindern mit heitmückischer Niedertracht befießt. Hatte sich dieses Gefühl auf der anstrengenden Anreise meist nicht voll entfalten können, so erwischte es die Buben und Mädchen aus Tirol, dem Vorarlberg oder aus Graubünden nach ihrer ersten Nacht in einem fremden Bett fern der Heimat. Und auch wenn die Kinderwanderungen zur Arbeit eine Überlebensstrategie seit der Frühen Neuzeit darstellten, bot dies in den ersten Stunden und Tagen im neuen Umfeld wenig Trost. Anton Schlichtherle aus Martinau im Lechtal trat erstmals 1911 mit zehn Jahren bei Obergünzburg im Ostallgäu seinen Dienst an. Am ersten Arbeitstag stellten sich bei der Sicht in die Berge Anzeichen von Heimweh ein. Er war mit der Großmagd zusammen bei der Fellpflege, als es losging: „Und da hot mr so schea in die verschneite Berg einigsecht. Na hot die, die hot greart [=geweint] nebabei allbe und nochet hon i mal gfragt, ob sie o erscht ghennt sei, ob sie o langweil. Na hot sie gsagt: Na, Buale, i hob andere Sorge. Die isch vom Knecht in dr Hoffnung gwest und des isch grad a so am Gwisse gwest und des hot dia halt verelendet und hat halt o greart. Na hamr halt da mitnandr ongsoacht, mitnandr greart.“

Meist verlor sich unter zufriedenstellenden Umständen die lästige Bedrägnis. Als die Mutter ihr Kind Roman Wasle nach Wertach gebracht hatte und sich am nächsten Morgen auf den Heimweg machte, durfte sie der Bub nicht einmal ein kurzes Stück begleiten: „Die Muttr ischt holt heim. Dia hob mr holt nit gsehe, zuerscht hob mr och gweint, des ischt amal klar. I bin derort an dr Muttr ghongan. Und da wor a Zeit lang im Sommr wor des, des Longweile und bis ma holt des amal weg hat. Nocher hot ma si ja gonz heimisch gfiht, gonz heimisch.“

Nicht allein die Kinder fürchteten das Heimweh. Auch die Dienstherrn wußten, daß es die Arbeitsfähigkeit ihrer jungen Dienstboten einschränken konnte. Als die zehnjährige Regina Lampert aus Schnifis in Vorarlberg 1864 zum ersten Mal im Schwabenland war, wurde sie besorgt von der Bäuerin gefragt: „Gelt, Du bekommst kein Heimweh?“¹ Obwohl Regina von ihren Geschwistern wußte, daß dieses Schicksal gut zu überstehen wäre und sie die Bäuerin hoffnungsvoll beschieden hatte, sie werde sich schon gewöhnen, wurde sie doch heimgesucht: „Träne auf Träne kamen, ich musste laut aufweinen, so hatte ich Heimweh. Ach Gott, dachte ich, wäre doch der Sommer schon vorüber, dann könnte ich wieder

Christophorus am Arlberg. Statue mit Gitter und Verbots-tafel gegen das „Abschnitzen“. Aus: Otto Uhlig, Die Schwabenkinder aus Tirol und Vorarlberg, 2. Aufl, Innsbruck/Stuttgart 1983.



heim, heim dachte ich, das ist doch ein schönes Wort.“² Sie hatte das Glück, so schien es, bei verständnisvollen Bauersleuten untergekommen zu sein und bald wurde sie gewahr: „Das Heimweh hab [ich] ganz vergessen, so gefällt es mir jetzt.“³

Für einige Betroffene wuchs sich die Regung zu einem schwerwiegenden Problem aus. Doch das Risiko des Davonlaufens nahmen wenige unter ihnen auf sich. Der Weg zur Arbeit war zumindest für ein gutes halbes Jahr ein Weg ohne ein Zurück. Diese Erfahrung machte ein Hütkind, das oberhalb von Füssen seinen Arbeitsplatz hatte: „...ich bin zu Fuß hereingelaufen, einmal, weil ich so Heimweh gehabt habe, ich habe auch Heimweh gehabt, ja, da bin ich durch, barfuß herein, bis herein, bis heim. Dann hat man mich halt wieder hinaus auf dem Fahrrad, hinauf auf die Stange wieder hinaus...“⁴ Die Furcht der Kinder vor Heimweh war also durchaus berechtigt. Um nicht hilflos dem nagenden Gefühl ausgeliefert zu sein, suchten sich die Schwabengänger rechtzeitig davor zu schützen. Die über den Arlberg anreisenden Tiroler Hütkinder etwa schnitzten am Bein einer Christophorusplastik einen Span ab, um den Sommer über gefeit zu sein. Franz Kurz, Mitte des 19. Jahrhunderts selbst als Schwabenkind unterwegs, schildert diesen Brauch:

„Doch der große Nothelfer St. Christoph, eine Riesenstatue im Kirchlein am Arlberge, die nach der Sage ein Hirtenknabe mit dem Taschenmesser geschnitten haben soll, ist daher Hütekindern besonders gut und gefällig und hilft und stillt das Weh der über den Arl Wandernden sogar mit eigenem Fleische. Die Kinder besuchen ihn bittend, schneiden aus seinen Körperteilen kleine Holzstücke als Talisman gegen Heimweh [den ganzen Sommer über in der Tasche]. Wohl sieht dieser Kinderfreund recht übel zugerichtet aus und seine von Messerstichen schwindsüchtig gewordenen Glieder bedürfen sehr eines geschickten Arztes.“⁵ Kein Wunder also, daß der Heilige bald entstellt aussah und 1899 eine neue Statue geschnitten werden mußte. Man suchte sie zwar durch ein Eisengitter zu schützen, doch bald waren die Beine ebenso angegriffen, wie die des Vorgängers.⁶

Bis in die Mitte des 20. Jahrhunderts mußten Schwabenkinder damit rechnen, Bekanntschaft mit diesem Gefühl zu machen. Erst der Zweite Weltkrieg setzte den Arbeitswanderungen der Kinder aus den Bergländern ein Ende. Seit der Frühen Neuzeit funktionierten die saisonalen Züge nach Schwaben als Ventil der Not, als Strategie des eigenen Überlebens und dem der Familie. Es dauerte bis in unsere moderne Zeit hinein, bis bessere wirtschaftliche Strukturen, ein anderes Verständnis der Kindheit und der Vorrang einer schulischen Bildung die Migrationen zum Erliegen brachten.

„Noth bricht Eisen“ – Geschichte und Gründe

Selbstverständlich war es nicht der einzige Schlüssel zur Notbewältigung in den Familien, daß sie zuerst und allein ihre Kinder in ein ungewisses Schicksal fern der Heimat entließen. Noch bevor in den Quellen massenhafte und ausgeformte zeitliche Auswanderungen der Kinder hervortreten, gibt es längst die jahreszeitlichen Züge von Erwachsenen in süddeutsche Zielgebiete. Zu nennen wären hier Wanderhändler, die etwa vom Tiroler Lechtal aus mit Garn, Stoffen, Schellen nach Bayern und Schwaben gelangten. Ebenso strömten seit dem 17. Jahrhundert große Zahlen von Bauhandwerkern aus den österreichischen Gebirgstälern in angrenzende Länder nördlich der Alpen. Auch auf der landwirtschaftlichen Ebene bestanden Beziehungen zu den Nachbarterritorien. Auf Arbeitssuche nach Süddeutschland waren auch erwachsene Dienstboten unterwegs. Nicht zuletzt wußten die Bauern über die jeweils anderen landwirtschaftlichen Bedingungen durch einen grenzüberschreitenden Viehhandel voneinander Bescheid. Wann sich jedoch analog zu den Wanderbewegungen der Erwachsenen die Züge der Schwabengänger in der Frühen Neuzeit entwickelten, darüber versagen uns die Quellen Aufschluß zu geben. Einen Einzelfall stellt der Bericht des Pflegers auf Schloß Bludenz an die Regierung in Innsbruck aus dem Jahr 1625 dar. Darin heißt es über die Auswanderung der kleinen Untertanen aus dem Montafon: „....wol ziechen alle jar zue früelings zeitten vil khinder auf die huett nacher Rauenspurg, Überlingen und ins Reich hin und wider, welche aber vor und nach Marthini alle widerumb alher ihren eltern od[er] befraindten zue haus khomen, gestalten mann dann der heurigen außkhomenen khindern auch erwarthen tuett.“⁷ Unter den über 50 an die Regierung gesandten Berichten des gleichen Zeitraumes enthält jedoch nur dieses Schreiben Bemerkungen über Kinderwanderungen.

Erst gegen Ende des 18. Jahrhunderts begegnen uns die Schwabenkinder wieder und zwar in einer landeskundlichen Beschreibung Josef Rohrers „Uiber die Tiroler“ aus dem Jahr 1796. Nun treten sie in größerer Zahl auf und ihr Vorkommen in etlichen Teilen Tirols und Vorarlbergs erscheint als etwas Alltägliches. Kurz schneidet Rohrer die Wanderbewegungen aus Vorarlberg an: „Auch die Kinder

werden frühzeitig ihren Müttern im Montafonerthal entzissen. Ein bejahrter Montafoner übernimmt sie, und führt dieselben, gleich einer Heerde Lämmer aneinander gepfropft, außerhalb Landes. Jeder Kleine ist mit einem Kühhorn, und einem von gewürzhaften Zieger und Haberbrot gefüllten Bündel behangen. Tettang in Vorderösterreich ist der erste Ort, an welchem die Montafonerjugend den Bauern zur Arbeit vermietet wird. Der zweyte Sammelplatz, wohin dieser junge Bienenschwarm seinem Weisel nachströmt, ist die Reichsstadt Ravensburg, der dritte Weingarten, der vierte endlich Waldsee. Im Spätherbst werden die kleinen Montafoner wieder von den alten Graubärten abgeholt, und in ihre schrofige Heimath zurückgeführt.⁸ Eindringlicher und ausführlicher behandelt er die Schwabengänger aus Tirol: „Sobald der Bube in einigen Gerichten des Imster Kreises nur laufen kann, so muß er sich es auch schon gefallen lassen, außer seinem Mutterlande Nahrung und Verdienst zu suchen. Man kann die Anzahl der Knaben, welche alljährlich im Frühling vom siebenten Jahre ihres Alters bis zum siebzehnten aus den Pfarreyen Delfs, Nasereit, Imst, Lermes, Reuti, Vils, Tannheim zum Pferde-, Kühe-, Schaafe-, Ziegen-, Schweine- und Gänsehütten nach Schwaben ziehen, zuverlässig auf 700 angeben. Wer sich von der Wahrheit des Gesagten überzeugen will, der besuche nur die Bauernwirthschaften von dem Städtchen Füssen längst der Straße bis nach Augsburg, und er wird finden, daß die meisten Güterbesitzer einen Tirolerburschen haben, welcher für die Pflege der ihm anvertrauten Heerde nicht anders, als wäre er der einzige Sohn und Erbe des Hauses, treuherzig wacht und besorgt ist.“

Die meisten dieser guten Kinder sammeln sich zur Marktzeit in der Reichsstadt Kempten, wo sie den Bauern um die leidentlichsten Bedingungen zu Gebothe stehen. Sie folgen dann ihrem neuen Herren in das Kemptische, Königseck-Rothfelsische und Isnische Gebiet, in welchem die wegen ihrer guten Weide berühmten Algauischen Alpen großenteils liegen. Oefters wenn ich gerade durch das Algau fuhr, sah ich nicht ohne heimliche Freude dergleichen hütende Tirolerknaben gleich nordamerikanischen Wilden, mit Strohmänteln behangen, die weitläufigen Wiesen, um ihres Viehes Zucht und Ordnung willen, baarfuß durchlaufen. Um Martini kommen sie insgemein in ihre schrofige Heimath wieder zurück, munter und fröhlich wie junge Schwalben, die am kalten Abend mit kühneren Flügeln ihrem Neste zuflattern. Jeder bringt drey, höchstens fünf Gulden, das ist, seinen ganzen Hirtenlohn (denn am Wege kaut er ungekauftes Brod einen neuen Zwilchkittel, und kleinere Kleidungsstücke mit sich).⁹ Da die Darstellung bei Rohrer als etwas Gewohnheitsmäßiges dargestellt wird, das bereits seit längerer Zeit in gleichartigen Formen abläuft, läßt sich folgern, daß die Arbeitswanderungen der Kinder vermutlich schon während eines Großteils des 18. Jahrhunderts zur alltäglichen Lebenswirklichkeit zählen.

Dies gilt vor allem auch für das 19. Jahrhundert, in dem sich zahlreiche Quellen mit den Schwabengängern befassen. Die erste Hälfte dieses Zeitraums ist, soweit sich dies rekonstruieren läßt, ohnehin zahlenmäßig die hohe Zeit dieses Phänomens. Um 1830 gehen genauere Schätzungen von 1800 bis 2000 Vorarlberger

und 2 500 Tiroler Kindern aus. Für Graubünden liegen um die Jahrhundertmitte Durchschnittswerte von 700 Kindern vor.

Oft werden nun in der Beschreibung dieses Teilbereichs der Kinderarbeit über die reine Feststellung der Tatsachen hinaus Angaben zur Ursachenforschung angeführt, verbunden mit Bedenken und Befürchtungen, mit der Suche nach Abhilfe. Als hervorstechendstes Merkmal wird immer wieder die Armut angeführt, die in den jeweiligen Landstrichen und den davon betroffenen Familien herrsche. Viele Landesbeschreibungen argumentieren ähnlich wie diese Tiroler aus dem Jahr 1807: „Der bebaute Boden liefert bey weitem so viel nicht, als die vorhandene Population zu ihrer Leibesnahrung bedarf. Die Tiroler sind also gezwungen, auf verschiedenen anderen Wegen ihren nothdürftigen Unterhalt zu suchen. [...] Selbst Kinder werden oft fortgeführt, und bey den Bauern in fremden Ländern zum Viehhüten angestellt.“¹⁰ Da die Schwabengänger meist aus kinderreichen Familien stammten, setzte die Nahrungsbeschaffung für die Eltern die kritische Marke für den Entschluß, die Sprößlinge außer Landes zu schicken. Im Vordergrund stand so anfänglich das Entfernen der Kinder vom knappen häuslichen Tisch: „Vrdeant habe sie o it viel, abr furt sein sie gwest vom Esse.“ Kein soziales Netz fing solche oder andere Härten auf. Nur zu verständlich wird daher die Empfehlung einer Tante an die verwaisten Buben ihrer Schwester: „Buabe, gehts auss! Gehts auss nach Schwobe naus, da kennt er wenigstens gnua esse.“

Wiederholt ist daher von den „überzähligen“ und „entbehrlichen“ Landeskindern die Rede: „Noth bricht Eisen. Hinaus muß alles, was daheim entbehrlich ist – der Sohn, da und dort auch die Tochter, und das Kind – um zu arbeiten und zu erwerben. [...] Die Kinder – in einem Alter von 8-12 Jahren – werden meistens von einem älteren Manne in das benachbarte Baiern oder Schwaben geführt; öfters benutzt derselbe Ortsmärkte dazu, um sein junges Völkchen so bald und so gut, als möglich, unterzubringen.“¹¹ Die Rahmenbedingungen der relativen Überbevölkerungen ändern sich sehr langsam. Noch 1864 heißt es: „Da der karge Ertrag des Bodens eine bedeutende Korneinfuhr erfordert, ...so muß dieser Ausfall an jährlichem Capital einerseits durch die Erträge der Viehzucht, andererseits durch Verdienst im Ausland gedeckt werden.“¹²

Ein weiterer Grund für die Armut muß in dem dort üblichen Erbrecht gesehen werden. Jeder der Nachkommen bekam einen Anteil am elterlichen Vermögen. Dies führte allerdings dazu, daß die Zahl der existenzfähigen Höfe bei einer stetig wachsenden Bevölkerung abnahm und die Besitzer zum Neben- oder Zuerwerb zwang.

Für einen Betrachter aus den Heimatländern der kleinen Dienstboten hätte der Gegensatz zu ihren eigenen Betrieben nicht größer sein können, wenn sie die Höfe auf süddeutscher Seite sahen. Dies gilt vor allem für Württemberg, dem Hauptzugsgebiet der Schwabengänger: „Wohin sich auch der Blick über das sanfte Hügelland wendet, überall bietet sich dem Auge das Bild eines gesegneten Gebietes. Die wogenden Getreidefelder unterrichten ragender Hopfen und ausgedehnte Obstgärten schließen die Siedlungen der Menschen ein.“¹³ Auf schwä-

bischem Boden fiel der Hof ungeteilt an einen Erben, so daß sich solche Besitzverhältnisse ausbilden und bestehen bleiben konnten. Begünstigt wurde dies durch Umstrukturierungen der Landwirtschaften. Zu nennen wäre hier die Vereinödung, die vor allem im 18. und 19. Jahrhundert durchgeführt wurde und den Betrieben Vorteile nicht nur in der Wirtschaftsweise brachte.

Eine große Zahl von Arbeitskräften war jedoch nötig, um derartige Höfe zu bewirtschaften. Selbstverständlich sollten dabei die Kosten für die Dienstboten niedrig bleiben. Daher spielten die Schwabengänger neben den ganzjährig angestellten Mägden und Knechten und den kurzfristig beschäftigten Erntearbeitern als Niedriglohnkräfte eine maßgebliche Rolle. Im Lauf des 19. Jahrhunderts standen aber einheimische Dienstboten in immer geringerem Maß zur Verfügung. Es verwundert daher nicht, wenn die Schwabenkinder immer gefragter wurden und zu Anfang des 20. Jahrhunderts durchaus ansehnliche Lohnleistungen aushandeln konnten.

Diese Entwicklung gilt nicht nur für Oberschwaben, das von Lage und Klima her günstigere Bedingungen aufzuweisen hat. Auch im Allgäu, das in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts den schwierigen Weg eines Wandels zur Grünland- und Milchwirtschaft beschritten hatte, bestand dieser Dienstbotenmangel und nahm sogar zu. Als 1830 im Rahmen einer landwirtschaftlichen Statistik in allen Allgäuer Landgerichten Daten erhoben wurden, zeichnet sich dieser Wandel ab. Von Schwabenkindern ist dabei nur an zwei Stellen ausdrücklich die Rede. Doch

Kindermarkt in Ravensburg. Aus der Zeitschrift „Gartenlaube“ Berlin 1805
Aus: Otto Uhlig, Die Schwabenkinder aus Tirol und Vorarlberg, 2. Aufl, Innsbruck/Stuttgart 1983.



ihre Anzahl im Bereich der beiden Orte des Landgerichts Lindau spricht für sich. Von Wohmbrechts heißt es dort bezüglich der Nutzung der Brache: „Das Vieh wird zu anfangs Mai ausgetrieben, und zwar zuerst auf die Waiden, dann auf die Aeker, und zuletzt auf die Wiesen. Das Vieh wird 2 mal des Tages aus- und eingetrieben, und ein jeder Bauer hat seinen eigenen Hirten, welches Kinder v[on] 8-15 Jahre alt sind; [...] An Hirten sind vorhanden 30 Knaben und 15 Mädchen, wovon die meisten aus dem Vorarlbergischen und der Schweiz sind. Ein Hirtenkind erhält nebst der Kost auf 1/2 Jahr an Lohn und Naturalabgaben 12 fl.“¹⁴ Zur gleichen Zeit waren dort 68 Knechte und 41 Mägde bei 64 „agricolien“ Familien mit 430 Seelen tätig. An vergleichbarer Stelle im Bericht über die Gemeinde Hergensweiler ist zu lesen: „Da alle Güter vereinödet sind, so kann ein jeder Bauer sein Eigenthum nach Belieben benützen. Im Brachösch dürften im Ganzen 40 Tagw[erk] öd liegen bleiben, sie werden im Mai und Juni durch die Waide benützt, dann aber gebrachet und zum Winterösch hergerichtet. [...] Vom Monath May bis Ende August wird in eigene und...in fremde Möser getrieben. Das Vieh verläßt früh 6 Uhr den Stall und kommt 10½ Uhr nach Haus, um 4 Uhr wird es wieder ausgetrieben und kommt um 8 Uhr nach Haus; jeder Bauer, welcher auf diese Art sein Recht benützt, hat einen Hirtenbuben aus der Schweiz oder Oesterreich. Der Lohn eines solchen beträgt nebst der Kost für den Sommer an baarem Geld 5-6 fl., dann an Nebennutzungen von 1 paar Leinen-Hosen, 1 Spenser, 2 Hemden, 1 paar Schuh, im Geld 4-5 fl.“¹⁵

Verbindend mit den schwäbischen Arbeitgebern mag auch die gleiche Konfession gewirkt haben. So war es den heimischen Geistlichen wichtig, ihre Schäflein auf fleißigen Gottesdienstbesuch einzuschwören. Dergleichen war natürlich nur an katholischen Dienstorten möglich. Dieser Zusammenhang wird auch aus einer Pressemitteilung des Hütkindervereins ersichtlich: „Zum erstenmal bemerkt der Tiroler Hütekinderverein in seinem darauf bezüglichen Ausschreiben, daß Vereinskinder nur an katholische Dienstherren abgegeben werden.“¹⁶

Das Beziehungsgeflecht mit den Dienstländern löste sich erst Ende des 19. Jahrhunderts allmählich auf, als sich die Bedingungen in den Herkunftsgegenden Schritt für Schritt besserten. Die Erschließung neuer Erwerbsquellen und der Ausbau der Infrastruktur trugen dazu bei, daß das unmittelbare Motiv, die Kinder vom Tisch weg zu haben, mehr und mehr verschwand. Erleichtert stellt daher der Autor einer Landesbeschreibung 1913 fest: „Sogenannte ‚Schwabenkinder‘, diese etwas traurige Erscheinung der sozialen Verhältnisse einiger Gebiete Nordtirols, sind im Bezirk Reutte gegen früher nur noch in verschwindend kleiner Anzahl anzutreffen und dies ist kein schlechtes Anzeichen einer besseren volkswirtschaftlichen Konjunktur im Bezirke.“¹⁷

Den äußeren Anlaß für die Beendigung der Wanderungen bildete jedoch zweimal ein Krieg. Den Beginn des Ersten Weltkriegs erlebten die Schwabengänger an ihren Arbeitsplätzen. Doch ehe sie 1915 losziehen konnten, wurde die Verdingung ins Ausland verboten, da sie „sowohl in erzieherischer als auch gesundheitlicher Beziehung sehr abträglich ist und nur eine bedauerliche Ausbeutung

der kindlichen Arbeitskraft durch die eigenen Eltern darstellt, andererseits sämtliche Arbeitskräfte während der jetzigen schweren Kriegszeiten im Inlande benötigt werden...“¹⁸ Aus Gründen geschah dies also, die schon längst eine Rollen hätten spielen sollen. In kleinerem Ausmaß lebte die saisonale Migration nach dem Krieg wieder auf. Zur Vermittlung wählten die Kinder und Jugendlichen solche Verdingungarten, die nicht im Rampenlicht der Öffentlichkeit standen. Deutlich unauffälliger gingen Anreise und Arbeit von statthaften. Vorarlberger Schwabengänger gelangten mit Duldung oder sogar Unterstützung von Behörden an ihre Dienstplätze in Würtemberg.

Für die Tiroler aus dem Bezirk Reutte mag es nur einen kleinen Grenzverkehr bedeutet haben, wenn sie nach Bayern reisten. Aus einem Rundschreiben des Bayerischen Staatsministeriums vom 18.3.1927 unter dem „Betreff: Schulpflicht der Tiroler Hirtenkinder“ ist ersichtlich, daß der Sachverhalt an höchster Stelle bekannt war: „Im Amtsbezirke Schongau und in anderen Amtsbezirken herrscht die Gepflogenheit während der Sommermonate Kinder aus Tirol zum Viehhüten einzustellen. Die Kinder stehen meist im Alter von zehn bis sechzehn Jahren und würden demnach in Bayern zum Besuch der Volksschule verpflichtet sein, während in Tirol in den in Betracht kommenden Monaten Schulferien sind.“¹⁹ Das endgültige Aus für die Kinderwanderungen brachte erneut ein Krieg. Seit dem Ende des 3. Reiches ist die Schwabengängerei endgültig Geschichte.

Streitpunkt Schulpflicht

Kinderarbeit in der Landwirtschaft war nicht nur ein Domäne von Kindern aus den Nachbarländern. Gerade die erwähnte Statistik aus dem Jahr 1830 zeigt, daß auch einheimische Buben und Mädchen herangezogen wurden. Das Beispiel aus der Gemeinde Seeg im Ostallgäu steht für viele andere. Dort heißt es im Hinblick auf die landwirtschaftliche Bevölkerungszahl: „Hierunter befinden sich Kinder a) männliche 116 b) weibliche 130. Von diesen dienen als Hirten a) männliche 24 b) weibliche 6.“²⁰ Für die einheimischen Hütkinder sowohl in Württemberg als auch in Bayern galt jedoch, daß sie trotz ihrer Beschäftigung schulpflichtig waren und daher den Bauern nicht uneingeschränkt zur Verfügung standen. Was 1829 für Württemberg maßgeblich ist, hat in analoger Weise auch in Baden und Bayern Gültigkeit: „Die armen Kinder unseres Vaterlands, die noch schulpflichtig sind, nimmt der Bauer nicht gern in Dienst, weil er zugleich die Verpflichtung übernehmen muß, dieselben wöchentlich 3 Mal in die Schule zu schicken. [...] Aus diesem Grunde nimmt er lieber ausländische Kinder in seine Dienste auf.“²¹ Unnachsichtig wurden Verstöße sanktioniert: „Die Eltern oder ihre Stellvertreter erhielten eine seinerzeit empfindliche Geldstrafe. So wurde beispielsweise ein Sennhirte in der Füssener Gegend zu einer Geldstrafe von einem Gulden, 16 Kreuzer... verurteilt, weil sein Bub 38 schuldbare Schulversäumnisse hat-

te. Da der Hirte nicht zahlen konnte, wurde er zwölf Stunden in Arrest gesteckt. Nach 1871 betrug die verhängte Geldstrafe bis zu 15 Mark.“²²

In Baden und Württemberg bestand bis 1914 für die „fremden“ Kinder keine Schulpflicht, obwohl es Vorstöße von Seiten Österreichs gegeben hatte, den Schwabengängern den Schulbesuch im süddeutschen Ausland zu ermöglichen. Immer wieder scheiterten jedoch die Vorhaben an den Vertretern der Agrarlobby. In Bayern galt seit dem 23.12.1802 ein allgemeiner Schulzwang zum Besuch der Volksschule. Die sechsjährige Schulpflicht erstreckte sich bis 1856. Bayernweit als verbindlich wurde die siebenjährige Schulzeit seit 1880 eingeführt. Von den Gesetzen her wurde in diesem Rahmen keine Ausnahme für Schwabenkinder gewährt. Die Wohltat bayerischer Schulbildung umfaßte sinngemäß seit Beginn des Königreichs „jedes in einem Orte auf kürzere oder längere Zeit anwesende Individuum“, wobei „ein Unterschied zwischen In- und Ausländern in dieser Beziehung nicht besteht.“²³ Entsprechend wurden die untergeordneten Behörden bis hin zu den Lokalschulinspektoren und Ortsvorständen angewiesen. An ihnen lag es also, diese Schulpflicht durchzusetzen. Doch vor Ort schienen die Bestimmungen an Wirksamkeit zu verlieren, denn die oben erwähnten Vorstöße Österreichs zum Zweck einer Schulpflichtübereinkunft wurden 1878 und 1909 auch der bayerischen Regierung vorgelegt. Gegen Ende des 19. Jahrhunderts konnten die Schwabenkinder jedoch damit rechnen, zum Besuch der Volkschule gezwungen zu werden. So schuf etwa das Bezirksamt Lindau 1890 mit Rückendeckung durch die Kreisregierung einen Präzedenzfall. In Opfenbach mußte Otto Schwärzler aus Vorarlberg, obwohl er eine Dispens des Bezirks-schulrats Bregenz hatte, den Unterricht besuchen. Der Dienstherr Felix Müller hatte sich zwar beharrlich geweigert, doch der Amtmann Döhla drohte ihm, er werde „den Knaben noch durch Gendarmerie in die Schule vorführen lassen.“²⁴ Einsprüche und Widerspenstigkeiten zeitigten keinen Erfolg und so meldete der Lokalschulinspektor am 14.7.1890, daß der 11jährige Knabe nun in der Schule erschienen sei.

Ein weiterer Fall zeigt, daß auch die Vorarberger Behörden nicht einfach jegliche Auswanderungen ihrer schulpflichtigen Schützlinge duldeten. Ebenso macht er deutlich, wie im vereinödeten Allgäu Verschleierungstaktiken funktionierten. Beim Bezirksamt Lindau traf ein ausgefülltes Formblatt bezüglich „unbefugter Verdingung ins Ausland“ ein, das am 12.6.1912 ausgefüllt worden war. Darin wird bemerkt: „Das Schulkind Walter Bentele, geboren am 30.8.1900 ist laut Anzeige der betreffenden Schulleitung ohne schulbehördliche Bewilligung nach Hergensweiler dortigen Bezirk verdingt worden. (Dienstgeber unbekannt) Unter Bezugnahme auf die diesbezügliche Note der k. k. Bezirkshauptmannschaft Bregenz vom 5. März 1911 Z1.2785 betreffend die Bekämpfung des Schwaben-kinderunwesens ersuche ich die Rückbeförderung des genannten Schulkindes... mit möglichster Beschleunigung veranlassen und hierüber zwecks entspre-chender Vorsorge für die Übernahme desselben Mitteilung machen zu wol-len.“²⁵ Trotz diverser Nachforschungen konnte der Junge nicht aufzufinden gemacht

werden. Deshalb berichtet der zuständige Gendarm am 24.6.1912: „Derselbe kam bisher bei der Ortspolizeibehörde in Hergensweiler nicht zur Anmeldung und besucht auch die dortige Volksschule nicht; wenigstens kann weder die Ortspolizei noch die Schulbehörde einen Aufschluß über den Aufenthalt des Gesuchten erteilen. Ausgeschlossen ist nicht, daß sich Bentele dennoch in Hergensweiler oder Umgebung aufhält und dessen Arbeitgeber die Anmeldung etc. nicht betätigt hat.“²⁶ Diese Strategie war im allgemeinen erfolgreich, denn im Vergleich zur Zahl der in Bayern tätigen Schwabenkinder war ihre Anwesenheit an Schulen zu vernachlässigen.

In den Erzählungen der Hütkinder scheint dieses Nebeneinander von Möglichkeiten ebenfalls auf. Der Lechtaler Ignaz G. war 1906 mit acht Jahren zum ersten Mal in Birgsau bei Oberstdorf, zusammen mit seinem Bruder. Von Schulbesuch war nicht die Rede. Als sein Bruder in einem anderen Jahr einen Platz in Kempten bekam, gab es kein Entkommen: „Na isch abr scho so weit komme, also ma hat miaßen drauße ind Schual; bein ins isch no gangen, abr bei mir dr Brudr, der war in Kempte. Der hat miaßen draußen ind Schual geah, ind Sommerschual.“ Obwohl die Bestimmungen eindeutig waren, verursachte ein unbestimmbares Gemisch aus Unkenntnis, Verweigerung, Verschleierung, Urkundenfälschung und Geringschätzung des Problems, daß die Schwabengänger auch in Bayern weithin „schulfrei“ hatten.

Aufbruch und Reise

Für die kleinen Dienstboten gab es eigene Termine für den Dienstantritt. Sie nahmen nicht den für Erwachsene üblichen Tag Lichtmeß wahr, sondern versuchten an Josefi, dem 19. März, und an Georgi, dem 24. April, an Ort und Stelle zu sein oder abzureisen. Allerdings hing der Termin auch von individuellen Gegebenheiten ab. So zeigen etwa die Schulkataloge der Knabenvolksschule aus Elbigenalp im Lechtal für die Jahre 1883-1907, daß auch andere Termine in Frage kamen. Beispielsweise lautet der Eintrag für den zehnjährigen Alfons Perle aus Grießau im Schuljahr 1889/90: „Ist am 8. April nach Bayern.“ Kinder etwa, die sich schon verdingt hatten, konnte sich mit der Ausreise mehr Zeit lassen, als jene, die sich noch um einen Platz bemühen mußten.

Im Rahmen der Reisevorbereitungen galt es viele Dinge zu erledigen. Meist besprachen sich die Eltern der betroffenen Kinder, welche Kinder in die Fremde mußten und wie sie dorthin gelangen sollten. Oft wählte man ein Elternteil als Führer. Beim Lehrer oder der Schulbehörde mußte möglicherweise eine vorzeitige Schulbefreiung erwirkt werden. Die Paßbeschaffung war in zweierlei Hinsicht bedeutsam. Zum einen ermöglichte es dem Kind den Grenzübergang und, wichtiger noch, enthielt es vielleicht „angepaßte“ Altersangaben, die ihm behördliche Schwierigkeiten ersparen sollten. Einen derartigen Versuch geben die Paß-

anträge der Familie Kapeller aus Bach im oberen Lechtal aus dem Jahr 1853 wieder: „Die 1852 noch 10jährige Tochter Anna war ein Jahr darauf bereits 13, der 6jährige Johann innerhalb eines Jahres plötzlich 9 und Ignaz alterte im selben Zeitraum gar von 7 auf 11 Jahre.“²⁷ Aufgesucht wurden auch die Ortgeistlichen, die die Schwabengänger zu Wohlverhalten aufriefen und zu fleißigem Kirchgang am Dienstort ermahnten.

Um auf der Reise nicht mittellos zu sein, gab es hie und da einen Zehrpfennig von der Gemeinde. Oder aber, wie im Fall der kleinen Regina Lampert, kümmerten sich die Kinder selbst darum: „Auch beim Zehrpfennigsammeln habe ich mitgeholfen. Es war erlaubt, dass die Kinder, die ins Schwabenland müssen, in den Nachbarsgemeinden Geld sammeln dürfen für die Reise, damit die Kinder nicht den ganzen langen Weg zu Fuss machen müssen.“²⁸ Der Betrag sollte ihnen unterwegs für Übernachtung, Verköstigung und für Entgelte an Fuhrleute reichen, später auch für Fähre und Bahn. Mit ein wenig Glück verließ ein Fuhrmann den Heimatort der Kinder, so daß es sich mit diesem abzusprechen galt.

Unvorstellbar erscheinen für uns die Strapazen, denen sich die Schwabengänger teilweise auf ihrem Weg unterzogen. Die weiteste Strecke hatten die Wanderer aus dem Vinschgau zu bewältigen, zudem galt es zwei Pässe zu überwinden, den Reschen- und den Arlberg- beziehungsweise den Fernpaß. Zum Beispiel hatte der „Dienstbube“ Ignatz Hamm aus Stilfs in Südtirol den langen Marsch auf sich genommen, um 1867 bei dem Ökonomen Karg in der Obergünzburger Gegend einen Platz für die wärmere Jahreszeit zu finden.²⁹ Entfernungen von 100 bis 200 km waren in der Not kein Hinderungsgrund für eine Reise auf Wegen, die nur wenig mit unseren Straßen gemein haben, und oft steiler und direkter die Berge angingen. Dies geschah vor allem zu einer Jahreszeit, in der die Kinder noch mit Kälte und Schneefall, mit Lawinengefahr und Sturm zu rechnen hatten. Plötzlich einsetzendes Schneetreiben auf einem Paß oder eine Sturmfahrt mit der Fähre über den Bodensee brachten nicht selten Schrecken und Leid ins Leben der kleinen Saisonwanderer. Ähnlich lange Wege hatten die Schwabenkinder aus der Schweiz. Wenigstens verliefen sie ohne Pässe das Rheintal hinunter in die Bodenseegegend. Die Hütkinder aus Vorarlberg und dem Tiroler Außerfern gelangten am schnellsten an ihren Arbeitsplatz, doch auch sie waren mindestens ein bis zwei Tage unterwegs. Gegen Ende des 19. Jahrhunderts vermochten einige Bahnstrecken die Härten der Reise zu mindern, trotzdem mußte ein Großteil der Entfernungen zu Fuß zurückgelegt werden. Unter den Witterungsverhältnissen der Jahreszeit konnte dies bedeuten, daß mit jedem Schritt Kleidung und vor allem Schuhwerk aufgearbeitet wurden. Es braucht wenig Phantasie, um sich den Zustand der Kinder vorzustellen, wenn sie in Süddeutschland ankamen. Eine vermeintliche Anekdote verdeutlicht dies: „(Reinlichkeit über alles!) Aus Immenstadt schreibt man der ‚N. A. Ztg.’: Kürzlich gingen ein paar Tirolerkinder hier betteln. Sie hatten Verlangen nach allem Möglichen, auch nach Schuhen und Strümpfen. Als sie in einem Hause ein paar Strümpfe geschenkt erhielten, probierten sie diese gleich an. Bei dem Buben erwiesen sie sich zu klein. Das Mädchen aber wuß-

te Rat und sagte: „Wenscht Deine Füaß woschst, nocher wern's grad passen.“³⁰ Manchmal brachten Fuhrleute ein wenig Erleichterung für die Schwabengänger. Regina Lampert berichtet in ihren Erinnerungen darüber: „Ausserhalb des Dorfes kam uns ein Fuhrwerk nach, wir Kleinen waren so müde, konnten kaum mehr gehen; Vater hat schon die Rucksäcke auf dem Rücken, die er uns abnahm. Das grosse Fuhrwerk kam näher, Vater ging zum Wagen und sprach mit dem Mann. Der Wagen war fast leer; ein grosser Brückenwagen mit acht Pferden...“³¹ Schließlich erhielten sie die Erlaubnis zur Mitfahrt: „Das war ein Jubel, schnell waren alle auf dem Wagen gut verpackt, Vater, auch wir drei Mädchen wurden auf dem Bock beim Fuhrmann in Decken warm verpackt. Wir waren alle froh und dankbar.“³²

Karl F. aus dem Lechtal mußte 1910 die ganze Nacht auf einem Fuhrwerk verbringen: „Um elfe d Nocht, mei Muatr isch mit, und no zwea Buabe vo Häselgehr, zu dritt, um elfe d Nocht sein d Fuhrleit gekommen vom Oberlechatal. Und do sei mr, do hot mr ins aufglegt auf dean Bruckwoge auhe. Buuwupp, buuwupp isch des gongen auf Reitte [=Reutte]. Mit dr Früh, wenns a so halbweg Tag wornen ischt, des war Enden April, sei mr nocher in Reitte gwest. Und nocher in Reitte hat mei Muatr gsagt am Bahnhof: „Ihr habts doch guat, mir habe miaße bis Pfronte z Fuaß geah.““ Anton Schlichtherle beschreibt die Strapazen einer solchen Fahrt mit Holzfuhrwerken: „Na isch ma a Weile auf dene Holzblöck dobaghockt, bis oan gfrort hot, na isch mr wiedr a Stuck z Fuaß gange, na isch mr wiedr a Stuck gfohrt und so isch ma halt auf Reitte ghennt.“

Falls ein Nachtlager notwendig wurde, wußten die Führer der Kinderscharen, welche Bauernhöfe oder Wirtshäuser in Frage kamen. Mitunter fanden Schwabengänger in Vorarlberg Aufnahme in Klöstern in Bludenz, Feldkirch und Bregenz. Die Tochter eines Hütkindes hatte von ihrem Vater erfahren, daß er sich auf der Ausreise mit seinen Brüdern mit weniger begnügen mußte: „I weiß, da hand se wiadr amal irgendwo in am so an Stadl iabrnachtet und irgendwo eppas z Essebettlt.“

Der Rückweg im Herbst war in der Regel identisch mit dem der Anreise. Ausnahmen gab es beispielsweise nur für im Oberallgäu tätige Hütkinder, die einen Steig über die manchmal noch schneefreien Berge als Abkürzung in die Heimat wählten. Der Zeitpunkt der Rückkehr wurde bei der Verdingung ausgemacht. Traditionelle Tage hierzu waren Simon und Judä, der 28. Oktober, und Martini, der 11. November. Daneben wurde auch auf Gallus, den 16. Oktober, und Allerheiligen, den 1. November, gedingt.

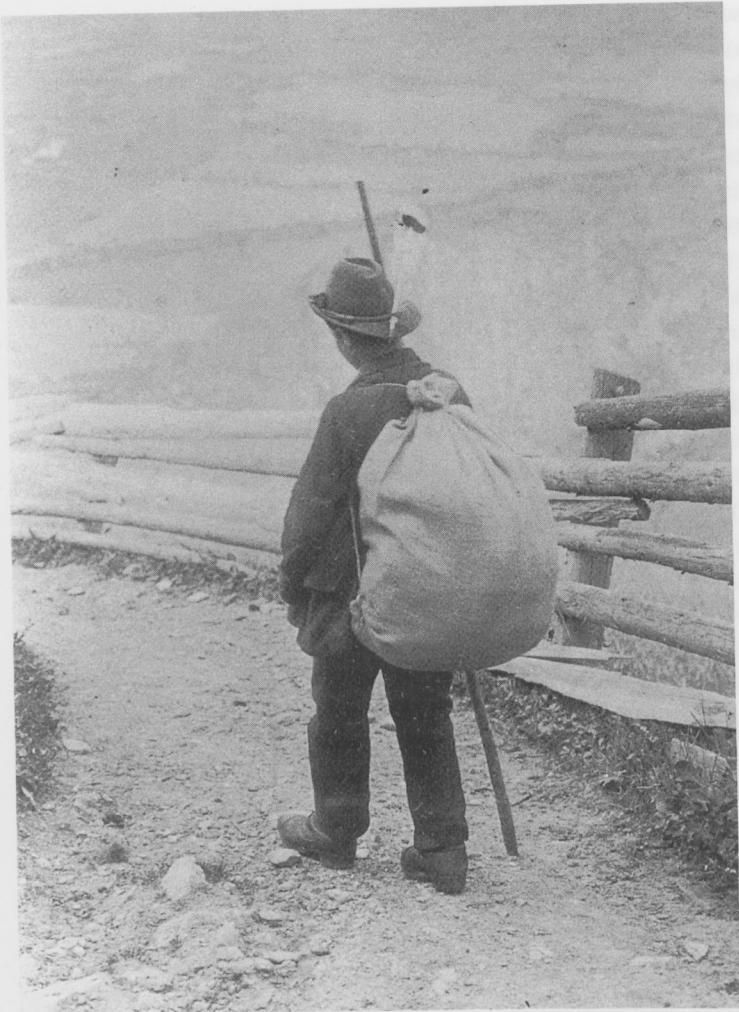
Nicht zuletzt um die Beschwernde der Reise zu mildern, gründete man Ende 1890 den „Verein zum Wohle der auswandernden Schwabenkinder und jugendlicher Arbeiter überhaupt“, der meist kurz „Hütkinderverein“ genannt wurde. Ein Geistlicher, der selbst als Hirtenbub im Schwabenland gewesen war, übernahm die Leitung des Vereins. Vereinsaufgabe sollte sein, das Hütkinderwesen organisatorisch in den Griff zu bekommen, damit die mit der Saisonarbeit verbundenen Gefährdungen vermieden würden. Mit behördlicher Unterstützung

und mit Hilfe kirchlicher Verbindungen wollte er den Strom der Schwabengänger kanalisieren, einengen und in ferner Zukunft zu einem Ende bringen. Die Betreuung erstreckte sich auf die Meldung und Sammlung der Kinder, die Reise, die Verdingung auf dem Kindermarkt, auf die Rückreise und teilweise auf die Dienstzeit. Auf süddeutscher Seite unterrichtete er außerdem die künftigen Arbeitgeber durch Inserate: „Friedrichshafen, 9. März. (Die Ankunft des Tiroler Hütkinder-Vereins) mit zirka 300 Kindern erfolgt in diesem Jahre am 23. März 8 Uhr vormittags in Friedrichshafen.“³³

1891 trat er zum ersten Mal in Aktion und brachte seine Schützlinge nach Friedrichshafen und Ravensburg und regelte und überwachte dort die Verdingung. Es war dem Verein jedoch unmöglich, alle Gebiete unter Kontrolle zu halten. So wußte keines der Hütkinder aus dem Lechtal, die nach 1900 im Allgäu waren, etwas von der Existenz des „Hütkindervereins“. Die Arbeit des Vereins war jedoch nicht unumstritten, vor allem von sozialdemokratischer Seite erfuhr er viele Anfeindungen, da er eine Erscheinung hüte, die eigentlich beseitigt werden sollte. Für einen unbedarften Beobachter mag es wirklich so ausgesehen haben, als ob Pfarrer die Kinder auf einem Markt an die Bauern verkauft hätten.

Verdingung: „Dia Handlerei mit dene Leit“

„Christlicher Sklavenhandel“ titelte am 27. April 1906 die „Kaufbeurer Volkszeitung“ und nahm verärgert Stellung zu Artikeln mit gleichlautender Überschrift aus der Feder „sozialdemokratischer Tintenkulis“. In die gleiche Kerbe schlugen zwei Jahre später mehrere amerikanische Zeitungen und lösten damit erheblichen diplomatischen und politischen Wirbel aus.³⁴ Doch bei näherem Hinsehen lösen sich die Vorwürfe eines „Sklavenmarkts“ als haltlos auf. Denn der Hütkindermarkt war keine Vermittlungsform, die eigens für diesen Zweck erdacht worden war, sondern eine Form des Gesindemarkts. Solche Gesindearbeitsmärkte gab es längst für Erwachsene, bevor sich Schwabengänger auf diese Art verdingten.³⁵ Gegenstand der Verhandlungen waren dabei die Arbeitskraft auf der einen Seite und die Lohn- und Sachleistungen auf der anderen. Unmittelbar nach der Verdingung sahen die jungen Dienstboten ihr erstes Geld. Mit dem Haftgeld wurde in der Regel der Vertrag besiegelt, während das Zechgeld eventuell für eine anschließende Verköstigung gedacht war. Alle anderen bei der Verdingung ausgemachten Posten erhielten die Schwabengänger erst im Herbst. Soweit die nüchterne Seite. Für die Gefühlswelt der Kinder waren die äußeren Umstände zumindest gewöhnungsbedürftig. Davon erzählt Adolf Thurnes aus Serfaus, der 1897 den Kindermarkt aufsuchte: „Auf dem Kindermarkt in Friedrichshafen standen die Kinder zwischen den Seilen aufgestellt; der Bauer lupfte ein Kind, das ihm gefiel, über das Seil und nahm es mit.“³⁶ Unruhe und Angst konnten sich vor allem der neuen Schwabenkinder bemächtigen, weil nach dem Handel sich ein



Schwabenkind auf der Heimkehr.
Aus: Otto Uhlig, Die Schwabenkinder aus Tirol und Vorarlberg, 2. Aufl. Innsbruck/Stuttgart 1983.

chen Unsicherheitsfaktoren. Nur der begleitende Erwachsene, der den Vertrag aushandelte, war für den Bauern ein gleichberechtigter oder gleichstarker Partner. Nach der Verdingung gingen die Hütkinder in die Obhut einer Person über, die ihnen fremd war und über die sie keine Kenntnisse besaßen. Es ist daher nur zuverständlich, wenn im Lauf der Zeit die Kindermärkte im Allgäu verschwanden, da auf andere Verdingungsarten ausgewichen wurde. Als Karl F. aus Gutschau im Lechtal 1910 als Dienstbote in Sulzberg bei Kempten unterkam, mußte er sich nicht mehr selbst feilbieten. Gleichwohl waren ihm diese Vorgänge aus der vorigen Generation bekannt: „Bei unserer Zeit wor des nimmer. Des wor im olte Johrhundert, a so 1870/80. Da war no dia Handlerei mit de Leit.“ Seine Eltern hatten von einem heimgekehrten Schwabenkind erfahren, daß ein bestimmter Bauer im nächsten Jahr Bedarf hätte. Viele andere Hütkinder waren ähnlich an ihren Platz gekommen. Am Ende der Dienstzeit hörten sich Schwabengänger um oder

noch ungewisses Schicksal auftat. Davon berichtet Xaver W., dessen Vater 1875 im Alter von sechs Jahren mit seinen drei Brüdern auf den Kemptener Kindermarkt gekommen war: „Da hat er scho vräht, wia ma da auf dem Beitele detghockt isch, mit dene Hab seligkeit, was ma mitkriagt hat vo dahoam und da seis ihm au it allat wohl gwea, hat er gmo ant. Wo kommt ma na und...?“ Derartige Kindermärkte gab es in Württemberg neben den bereits genannten in Ravensburg und Friedrichshafen auch in Wangen, sowie in Waldsee. Bezuglich Baden finden sich Angaben zu Überlingen und Pfullendorf. Im bayerischen Allgäu schließlich war Kempten der bedeutendste Marktplatz für die Schwabenkinder. Daneben werden auch Füssen, Kaufbeuren, Immenstadt und Oberstdorf erwähnt.

Für die Jungen und Mädchen war diese Verdingungsart eine Vermittlungsmethode mit etli-

wurden von den Landwirten angesprochen und um Vermittlung gebeten. Dieser Bedarf wurde in der Heimat bekanntgegeben und – wichtiger noch – die Einschätzung der künftigen Dienstplätze. Der zweite Teil dieser Methode erinnert an die wohl ursprünglichste Art, Schwabenkinder zu vermitteln; nämlich von Hof zu Hof zu ziehen und sich jeweils zu erkundigen, ob ein Hütkind gewünscht werde. Jetzt jedoch suchte man nur noch den Bauern auf, der Bedarf angemeldet hatte. Die anschließende Verhandlung zwischen dem Vater und dem Bauern für seine erste Schwabensaison 1911 schildert Anton Schlichtherle anschaulich: „Mittlerweile isch ma do vom Esse aussighennt. Ghennnt dr Baur aussi und na hotr gsät: „Ah, da kommt des Buale! Ja, isch des dr Erscht odr dr Letzscht?“ Da hots ghoaßt: „Ja, des isch dr Letzscht.“ „Ja,“ hotr gsät, „na wer i miaße d Kleinschte hau, wo i dr gröscht Baur bi.“ [...] Na hots ghoaßt: „Ka des Buale melke?“ Na hot mr gsät: „Mir hobe vier Kiah, mehr ham mr it, abr die kanr melche.“ „Ja, was soll der Loa habe?“ Und da hat mr abr nochet scho gsät, wie mr die Wage und die Roß gseaht hot: „Da miaß mr mehrner vrlange, des isch a reicher Baur.“ Na hot mr halt da 115 Mark vrlangt. Dr Baur hat a Weile übrlegt. Na hats ghoaßt: „Und 2 Mark Haft und 2 Mark Zech.“ „Und was no?“, hatr gsät, „Was no Alles?“ „Ja, a Paar Schuach.“ Na hatr gsät: „Ja, gscheitr säg i glei Ja, sonscht wird imr no meh.“ Na hotr gsät: „Ja, also des solls hau, des Buale, wvens fleißig isch.“

Von den vielen anderen Verdingungsmöglichkeiten sollen lediglich zwei angeführt werden. Die einfachste war natürlich die Wiederverdingung am Ende der Arbeitszeit. War die Saison für Dienstherr und Dienstbote zufriedenstellend abgelaufen, mußte das Schwabenkind auf die Frage des Bauern nur ein Wiederkommen versprechen. Damit war der Vertrag unter Dach und Fach. Aus dem Außerfern ist bekannt, daß sich die Allgäuer Bauern beim Besuch der Tiroler Viehmärkte gelegentlich nach Hütkindern erkundigten.

Arbeitswelt

In der Eingewöhnungszeit der ersten Tage wurde den Hütkindern immer wieder bewußt, daß sie in einem fremden Land waren. Neben dem Heimweh waren es Dutzende von kleinen Gelegenheiten, die ihnen das vor Augen führten. Worte waren es dann und wann, die dazu Anlaß gaben. Ein Bub stutzte, als er das Allgäuer Wort „eischliefen“, das heißt „sich anziehen“, an seinem ersten Sonntag hörte. „Do hots ghoaßt: „Bua, gang zum Eischläfe!“ Na han i mr dacht: „I mecht doch in d Kirche geah, it schlofe.“ Na bin i halt a so higschtande und..., Ja, Bua, siisches it, du musch zum Eischläfe gau!“ Jetzt ho i mr decht: „Bua, du musch zum Eischläfe gau?“, Ja, was isch des?“, Ja, a Sonntagsgwand aleage. Du musch in d Kirche gau!“ „Ja, ja, isch scho in Ordnung gwest!“ Und zum Gwand hot ma gsät: „A Häs.“; abr do isch mr sofort mitghennt, des hot ins nix ausgmacht.“

Ein Kulturschock war das Essen zwar nicht, aber eben doch fremde Kost. Immer-

hin gab es jedoch reichlich davon, denn die jungen Dienstboten sollten ja auch reichlich arbeiten. Da einige Kinder aus Häusern kamen, in denen Nahrung knapp war, ist es durchaus glaubhaft, daß Bauern diese erst einmal aufpäppeln mußten. Denn je nach Alter wurde erwartet, daß sie für ihren Lohn auch entsprechend hinlangten. Frieda S. war 1935 mit dreizehn Jahren in Rieden bei Füssen. Auf ihre Anfangszeit rückblickend kommt sie auf die Arbeit zu sprechen: „S Esse han i guat und gnuat ghet und durch des han i nacher a bißle a Kraft kriagt o. Mei, i weiß no guat, am Anfang, wenn i hau miaße den Mischt aussiradle, und den hab ma miaße allen hinters Haus schiabe. Na bin i, sage und schreibe, am Mischt haufe dobagschtaende und plärt, weil i den Karre it umdrworfe han und i han mr nix z sage traut. [...] Abr, i muß sage, wia i amol a so zwoa Monat dussegwese bin, na han i a so a, durch dia Arbet, a so a Kraft kriagt i de Händ, na hon i den Karre mit Leichtigkeit ausseggschobe und umdrleert.“

Schon diese Tätigkeit zeigt, daß Hütkinder mehr machen mußten, als nur hüten. Auch die Bezeichnung Schwabengänger läßt keine Rückschlüsse auf den Umfang ihrer Arbeitsbereiche zu. Frieda S., selbst Schwabengängerin, erkannte im Interview die Schwäche des Begriffs „Hütkinder“, als sie auf die Arbeit ihres Vaters und seiner Geschwister zu sprechen kam: „Dia hat ma bloß a soa ghoasse, Hirtebuabe, abr in Wirklichkeit hands alls doa miaße.“ Natürlich hingen die Tätigkeiten vom Alter, vom Geschlecht und auch von den Fähigkeiten ab. Unter 10-11 Jahren zählte das Hüten oder die Hilfe im Haushalt zu den Hauptaufgaben. Standen jedoch Arbeitsspitzen an, etwa zu Erntezeiten, mußten auch die Kleinen fest anpacken, so daß es bei manchen Kindern an die Leistungsgrenzen ging. Nicht nur Regina Lamperts Biographie ist ein beredtes Zeugnis dafür, wie stark die Schwabekinder ab 12, 13 Jahren belastet waren. Ab dieser Altersgruppe bestimmten land- und hauswirtschaftliche Tätigkeiten den Tageslauf, die auch in die Arbeitsfelder von erwachsenen Knechten und Mägden gepaßt hätten. Die Stallarbeit zählte dazu, sowie das Versorgen der Milch. Bei den Mädchen verlangte man auch beherztes Zugreifen in der Küche. Außerdem gab es besondere Arbeiten wie das Absteinen der Wiesen im Frühling oder im Allgäu das Torfstechen im Herbst. Nicht sehr beliebt war zu manchen Zeiten die Hut bis in die Dunkelheit hinein. Die Arbeitszeiten der jungen Dienstboten richteten sich nach den Vorgaben auf dem Bauernhof. Um 6 Uhr waren keine Hütkinder mehr im Bett. Meistens mußten sie zwischen 4 und 6 Uhr aufstehen. Ihr Arbeitstag dauerte im allgemeinen bis in die Abendstunden hinein. Während der Erntezeiten dehnte sich die Arbeitszeit auf ein größeres Pensum aus, so daß dann eine Zeit von etwa 3 Uhr bis zum Einbruch der Dunkelheit durchgehalten werden mußte. Dies bedeutete für die Kinder je nach Alter einen Mangel an Schlaf, den sie während der Saison kaum loswurden. So erzählte ein Hütkind, die Augen seien bei seiner Heimkehr „wia Bluatschtock, alls rot, alls entzunde. Nocher hots ollwei ghoasst, i muß Brille trage. Und drweil hat dr Schlaf gfehlt. Wia i nocher da hoam gwest bi dr Wintr, na isch des glei halber gange, drei Woche han i des ghat, weggwest.“ Es ist daher erstaunlich, daß die Schwabengänger trotz aller Härten

nur in geringem Maß von Krankheiten während der Dienstzeit berichteten. Das Leben in der gebirgigen Heimat entließ nur robuste Kinder zur Arbeit in die Fremde. Andernfalls wären sie den Anstrengungen in den Dienstländern nicht gewachsen gewesen.

Belastungen und Gefahren brachte der Aufenthalt auf dem Hof ohnehin genug mit sich. Als Unfallquellen kamen Tätigkeiten im Umgang mit Tieren, mit Geräten und Maschinen aus der Landwirtschaft in Betracht. Bei einigen Kindern kam es durch Krankheiten oder Unfälle zum Schlimmsten.³⁷ Was für die Orte Vorder- und Hinterhornbach im Lechtal gesagt wird, kann für andere Heimatorte von Hütkindern verallgemeinert werden: „Viele Pfarrbucheintragungen geben einen Todesort in Bayern oder Schwaben an. So blieb manches Kind in der Fremde; das Gewand wurde abgeholt.“³⁸ Körperliche und vor allem seelische Belastungen entstanden den Schwabengängern auch durch die sozialen Kontakte mit Personen des Dienstplatzes. Rohheiten von Seiten der Bauersleute oder des einheimischen Gesindes waren insgesamt gesehen die Ausnahme, machten jedoch den Kindern ihre Ausgesetztheit im fremden Land nur um so deutlicher. Regina Lampert beispielsweise widerfuhr in ihrem dritten Schwabenjahr der Schrecken einer sexuellen Belästigung.³⁹ Die ganze Ausweglosigkeit ihres Schicksals offenbarte sich Olga R. an ihrem Dienstort Rieden am heutigen Forgensee. Als sie und andere Tiroler Mädchen beim Hüten mit ortsansässigen Buben in Streit lagen, entwischte der Stier in ein anderes Feld. Ihr Bauer war in der Nähe, sah dies und „na hotr se na so ghaut mit dr Goaßl, dia hat solche Striemen ummeghet um d Fiaß umme.“ Immerhin hat der Dienstherr der Erzählerin den Grobian zur Rede gestellt.

Im schlimmsten Fall konnten sich innere oder äußere Beweggründe zur Verzweiflungstat auswachsen. Ein Ausnahmefall mag dies zeigen. Genovefa Köck aus Forchach im Lechtal kam 1898 im Alter von 13 Jahren nach Obergünzburg im Ostallgäu.⁴⁰ Sie verdingte sich bei dem Bauern Max Gerle. Dort arbeitete bereits ihre 18 Jahre alte Schwester Josefa, die ihren Dienst am 3. April begonnen hatte. Da Genovefa erst am 10. Mai ihren Dienst antrat, darf vermutet werden, daß die ältere Schwester sie nachgeholt hatte. Beide Schwestern beendeten ihre Dienstbotenzeit am 28. Oktober, also an Simon und Judä, einem traditionellen Termin für Schwabenkinder. Im Jahr darauf sucht Genovefa ebenfalls im Obergünzburger Raum Arbeit und findet Anstellung bei dem Landwirt Johann Georg Immerz in Upratsberg. Wieder wird ihr Alter mit 13 Jahren angegeben. Nicht lange nach ihrer Einstellung meldet der „Obergünzburger Anzeiger“: „Am 8. April vormittags wurde... das 13 Jahre alte Dienstmädchen Genovefa Köck von Forchach, k. k. österr. Bezirkshauptmannschaft Reutte in Tirol, wegen vorsätzlicher Brandstiftung bei ihrem Dienstherrn Joh. Gg. Immerz in Upratsberg in das Amtsgerichtsgefängnis in Obergünzburg eingeliefert. Dieselbe ist geständig und will die Brandstiftung deshalb verübt haben, weil sie bei Immerz nicht im Dienste sein wollte.“⁴¹ Bei näherer Betrachtung sieht man jedoch, daß es sich um eine kopflose Verzweiflungstat handelte. Dies wird aus den Erinnerungen eines En-

kels des betroffenen Bauern deutlich. Als Genovefa am nämlichen Tag weitgehend allein zu Hause war und vor allem auf das Kind aufpassen mußte, schob sie zuerst den Kinderwagen hinaus und legte dann ein wahrscheinlich halbherziges Feuer. Wenig später kam der Bauer mit dem Jauchewagen heim, bemerkte den Rauch und löschte das Feuer. Ein größerer Schaden sei daher nicht entstanden. Glücklicherweise gibt es mehr Zeugnisse einer einigermaßen gut abgelaufenen Zeit an den Arbeitsplätzen der Kinder. In erster Linie hing dies natürlich vom Umgang der Bauersleute mit ihren jungen Arbeitskräften ab. Immer wieder erfuhren Kinder über das leibliche Wohl hinaus Anerkennung, Achtung und teilweise Integration in die Familie. Dann fühlten sie sich gut aufgehoben. Eine Äußerung wie die folgende ist durchaus kein Einzelfall: „Und i hob richtig ein guate Baure ghat, da wor a Beirin gwest, also Karoline hat se ghoalße. Dia wor wunderbor. [...] Obr dia wor richtig wia a Muttr.“ Das konnte so weit gehen, daß sich das Hütkind in seinem Dienstland wie in einer zweiten Heimat fühlte. Der Sohn eines Hütkindes wußte von der Geborgenheit seines Vaters im Allgäu zu erzählen: „Mei Votr hot immr erzählt, der ischt na bei dem Baure gwest mit oicht Johr, gell, der hot si da so einiglebt iabrn Sommr. [...] Nocher ima Herbscht, ...na hatr Bauer gsat: ‚So, Buale, jetzt kasch na o bald hoamgau.‘ Na ism erscht denket: ‚Halt, i bin jo Tirol dahoam.‘“ Einen gemeinsamen Nenner für die Verhältnisse der Schwabengänger zu finden, ist schwierig und liegt in der Natur der Sache, da es sich um einzelne und individuell erfahrene Schicksale handelt. Das sah schon Muther so, der 1912 eine Untersuchung zum Schwabenkindergarten vorlegte: „Die Urteile über die Behandlung der Kinder im Schwabenland sind so vielfältig, als die bäuerlichen Verhältnisse verschieden sind, in welche die Kinder geraten.“⁴² In seiner Einschätzung von guten und schlechten Plätzen hat einmal ein Hütkind über den Daumen gepeilt: „Und, soge mr, 80% vo de Baure, dia sein in Ordnung gwest.“ Der Arbeitslohn für Schwabengänger unterlag im Lauf der Zeit großen Veränderungen. Zum einen hing er von der Zeit ab, in der er erworben wurde. Die Hütkinder in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts durften mehr erwarten als jene in der ersten Hälfte. Weitere Faktoren waren das Alter, das Geschlecht, die Fähigkeiten, aber auch die Gegend und schließlich die Arbeitsmarktsituation. In Oberschwaben war das Lohnniveau in der Regel höher. Außerdem trieb es die Preise, wenn etwa die Bauern sich auf den Kindermärkten zu Beginn unseres Jahrhunderts um die wenigen Dienstboten in die Haare gerieten. Ein für das Gesinde selbstverständlicher Teil des Lohnes war freie Unterkunft und Kost im Haus des Dienstherrn. Nicht zu unterschätzen ist die Bedeutung des Sachteils des Entgelts. Oft arbeiteten die Schwabengänger während der Saison ihr Gewand auf, wie Frieda S. erzählt: „I han wirklich vrißsene Schuah han i ghet und vrißsens Gwand im Herbscht, wia i hoam bin. ... i hätt nicht amal mehr ind Schual gau kenne.“ Kleidungsstücke oder Stoffe dürften also von Anfang an Bestandteil des Verdienstes gewesen sein, zumindest deuten die Quellen darauf hin. Das „doppelte Häs“ der oberschwäbischen Landstriche war jedoch im bayerischen Allgäu nicht üblich. An einer Stelle läßt die bereits erwähnte landwirtschaftliche Statistik aus dem



Jahr 1830 auch einen Vergleich von Hütkindergeldlöhnen mit den Löhnen der erwachsenen Dienstboten zu. In Hergensweiler erhielten die „Hirtenbuben“ 5-6 fl. für eine Saison. Ein mittlerer männlicher Dienstbote erhielt 24 xr. und eine mittlere Magd 18 xr. Bei den Angaben handelt es sich, da nähere Angaben fehlen, aller Wahrscheinlichkeit nach um Tagessätze. Auf die jungen Dienstboten in analoger Weise umgerechnet, ergibt das für die Monate April bis einschließlich Oktober einen Tagessatz von etwa 1-2 xr., wobei die Sachwerte nicht einbezogen wurden. In Oberschwaben ist der durchschnittliche Betrag im selben Zeitraum etwas höher, in Ravensburg beispielsweise 6-10 fl.⁴³ Vor dem Ersten Weltkrieg belief sich der Durchschnittslohn auf 60 Mark, doch gab es – auch im Allgäu – „Spitzenlöhne“ über 100 Mark. Die Bandbreite erstreckte sich für Kinder aus dem Tiroler Außerfern immerhin von 20-115 Mark. Was Schwabengänger am Ende nach Hause mitnehmen konnten, richtete sich auch nach besonderen Gegebenheiten. So konnte der Bauer bei Vorliegen schuldhaften Verhaltens den Lohn mindern. In auch für die Landwirte kritischen Jahren mußten sich manche Hütkinder damit zufrieden geben, im Arbeitsland nur ihr Essen zu bekommen.

Schwabenkind barfuß auf einem Hof in Emerlanden bei Leutkirch.

Aus: Sabine Mücke und Dorothee Breucker, Schwabenkinder. Vorarlberger, Tiroler und Graubündner Kinder als Arbeitskräfte in Oberschwaben, Ravensburg 1998 (Ravensburg Stadtgeschichte 27).

Wenig Raum für freie Zeit

Außerhalb der Dienstzeit gab es wenig Bereiche, in denen die Schwabengänger die Möglichkeit gehabt hätten, Zeit für sich, für die eigene Entfaltung herauszuschlagen. Einzig der Sonntag kam hierfür in Frage. Doch auch dieser Tag hatte seine feste Ordnung. Neben der unvermeidbaren Stallarbeit oder dem Austreiben bestimmten Gottesdienst und Christenlehre den Ablauf. Mit großer Selbstverständlichkeit besuchten die Hütkinder die Messe und zumeist auch später die religiöse Unterweisung, die auch für einheimische Kinder und Jugendliche verbindlich war. Ein ehemaliger Schwabengänger bestätigt, daß auch die Dienstherrschaft darauf achtete: „Am Sonntag hascht ind Kirche gmiaß, vormittag und nachmittag. Weil do isch ma scho scharf gwest.“ Nachdruck war dabei eigentlich nicht nötig, denn die beiden Zeitabschnitte waren in der Regel eine willkommene Verschnaufspause, oder – wichtiger noch – eine Chance Landsleute oder Leidensgenossen zu treffen. Wie kurz dieses Treffen auch gewesen sein mag, für die Schwabenkinder hatte es eine große Bedeutung, denn sie „spürten, wie die Heimat bis in dieses fremde Land hergeift, wie sie das Heimweh milderte, das immer wieder aufbrechen wollte.“⁴⁴ Doch nicht in jedem Fall war die Christenlehre beliebt. Ein Mädchen wollte fernbleiben, „weil i ebe dia it gmegt han, dia Kindr, dia hand uns allwe no so vrachtet.“ Schließlich mußte sie die Sache mit dem Pfarrer ins Reine bringen: „Na hat mi dr Pfarrer amal gfragt, warum i it ind Chrischteahr go dea. Na hon i gsät: ,Na, weil dia Kindr schreien uns allwei noch und i mag it mit dene beinandr sein.’ ,Jo’, hotr gsät, nacher muaß i it unbedingt.“ Darüber hinaus stand den Mädchen und Buben keine eigene Freizeit zu, wenn dies nicht schon bei der Verdingung ausgemacht worden war. Das war bei Regina Lampert der Fall, wo der Bauer von sich aus dieses Angebot machte, damit sie als Gänsehirtin mitginge: „Du kannst Deinen Bruder immer an Sonntagen besuchen und der Bruder Dich.“⁴⁵ Sonst jedoch bekam man nur auf Anfrage vom Dienstherrn frei, was selten genug genehmigt wurde: „Abr da hamr scho miaße vorher frogé, ob mr uns amal treffen dirfe odr ob ma a bißle spazieregeh dürfe. Abr mei, um Fünfe hasch miaße wiadr do sei, im Stall halt.“

Im Alltag gab es die Möglichkeit, auf Botengängen Schwabengänger zu treffen. So nutzten im milchwirtschaftlichen Allgäu die Kinder die Möglichkeit, beim Abliefern der Milch in der Molkerei miteinander zu plauschen. So nimmt es nicht wunder, wenn ein Hütkind resigniert zurückblickt: „Freizeit, des isch a Fremdwort gwest.“

Rückkehr ins gewohnte Leben?

Ende Oktober begannen die jungen Saisonarbeiter ihre letzten Tage zu zählen. In dieser Zeit gemahnte vieles an den bevorstehenden Aufbruch in die gebirgige Heimat. Schneider und Schuhmacher kamen zum Bauern auf die Stör, um den

Kleidungslohn zu fertigen. Eine Bäuerin, die ihren Hütebub gern mochte, forderte ihn auf: „Bua, du muasch mehr essen. Du muasch dicker werde zum Hoad nocher.“ Und endlich gab es am letzten Tag den Geldlohn. Für die Buben und Mädchen war dies ein wichtiger Augenblick. Bei Regina Lampert kann man verfolgen, wie sie bereits auf der Heimreise der Geldübergabe entgegenfieberte. „Ich holte mein Geldbeutel aus dem versteckten Sack im Unterrock hervor. Zuerst gab ich dem Anton sein Geldsäckli mit dem Lohn, dann erst mein Lohn. Ich schaute der Vater immer an, er nahm die Säckli, keine Miene von Freude. ,Vater‘, sagte ich, ,hast du nicht Freud? Öffne doch die Säckli und zähle das Geld!‘ Endlich zählt er zwei-, dreimal; dann sagt er: ,Ja, habt Ihr nichts gebraucht davon? Mit was das Schiff bezahlt und das Essen zwei Tag?‘ ,Wir beide, der Anton und ich, haben den Sommer durch hie und da ein paar Batzen Trinkgeld bekommen, das wir zusammengespart haben. Ich hatte aber mehr beisammen als Anton, habe dann drum das Schiff bezahlt, dass er nicht vom Lohn nehmen musste der Anton.‘ Da erst sagte der Vater: ,Ja, Regina, ich bin zufrieden mit Euch.‘ Er konnte es kaum sagen, so war er ergriffen. ,Ihr seid tapfere Kinder, bleibt nur immer so, dann wird es Euch immer gut [gehn].‘ Die Mutter und die Geschwister haben es auch gehört und hatten Freude.“⁴⁶ In dieser Wertschätzung durch den Vater und die Familie lag der eigentliche Verdienst, der Lohn für das Opfer, das die Schwabengänger in der Fremde gebracht hatten. Mit Fug und Recht konnten sie stolz sein, denn dieses Geld wurde oft sehnsgütig erwartet, mit ihm war es möglich Schulden zu begleichen, Steuern zu zahlen oder Nahrungsmittel für den Winter zu kaufen. „Da hobe mir miaße des Mehl zohle, wo sie wiedr ibere Sommer von dem Geschäft ghabt hat.“, erinnert sich Roman W.

Doch die Kinder brachten mehr „Andenken“ an ihre lange Zwischenzeit im Dienstland mit, als ihnen zunächst bewußt war. Ihnen sah man an, daß sie in der Fremde gearbeitet und genug zu essen gehabt hatten. In der Regel kehrten sie kräftig und wohlgenährt heim. In Baden, Bayern und Württemberg hatte zudem ein anderer Lebens- und Arbeitsthythmus ihren Tageslauf bestimmt. Dies klang in einem Mädchen noch lange nach: „Durch des allwei um Viere Aufsteh bin i so gwöhnt gwese, i bi oafach wach woare. Bei uns isch mr it um Viere in Stall gange, abr um Fünfe bin i aufgschtande in Stall. Vor i ind Schual bi. So bin i in dem Ding drin gwese.“

Unschwer konnten die Daheimgebliebenen bei Unterhaltungen feststellen, daß an den Hütkindern etwas Weiteres haften geblieben war – sie „schwäbelten.“ Bei der Arbeit hatten die Mädchen und Buben viele Ausdrücke aufgeschnappt, waren vom dem fremden Dialekt umgeben gewesen, so daß ihr Wortschatz sich unbemerkt fremde Elemente angeeignet hatte. Das kennzeichnete sie noch länger als Schwabengänger und wurde belustigend vermerkt, wie ein Lechtaler Hütkind von den Nachbarn hörte: „Siegsch, wia die glei den Dialekt annehme, in dr Fremd aussi.“ Gerade in der Schule, in die die jungen Auswanderer wieder eintraten, fiel dies auf. An dieses Ereignis erinnert sich ein Hütkind: „„Jetzt kemme d Schwobe.‘, hats ghoaßt, „Jetzt kemme d Schwobeländer wiedr. Des hots ollwei

ghoaßt, wia mr ind Schual ghennt ischt. [...] Und wemmar da no d Sproch ghat habe, gschwäbele hobe, na hobe sie ins ausglacht des. Abr descht ins gleich gwest.“ Regina Lampert war es ähnlich ergangen, deshalb verlangte ihr Lehrer: „Es geht ja ganz gut, nur wollen wir warten mit lesen, bis Du das rum und num vergessen hast. Die Schwabensprache kann ich nicht hören, gebe Dir Mühe, sie zu vergessen.“⁴⁷ So wie bei Regina dauerte es bei allen Kindern einige Wochen, bis die schwäbischen oder bayerischen Eindrücke im Sprachgebrauch verblaßten.

Bleibend und gut sichtbar machte sie ein anderer Umstand als Saisonwanderer kenntlich. Es war an der mitgebrachten Kleidung abzulesen, wo die Kinder über ein halbes Jahr gewesen waren. Oft hatten Hütkinder ein besseres Gewand als die hier Verbliebenen. Das fiel bereits beim Gottesdienst der ganzen Gemeinde auf, wie Josef P. aus Bach im Lechtal bestätigt: „Dia Schwobeländer, dia hot ma oll gekannt am Sunntag i dr Kirche, wenn sie dogwest sein. Mir sein onderst gekloa-det gwest als wia dia, wo it aussigmiaß hobe.“ Bessere Kleidung war Anlaß zu Bewunderung oder, wie Regina Lampert leidvoll feststellen mußte, zu Neid. Sie war ein ehrgeiziges Mädchen, dem es nicht schwerfiel, Versäumtes aufzuarbeiten. Daher ermutigte sie der Lehrer: „Kannst neben Cäzill sitzen, am ersten Platz, wenn tüchtig lernst, kommst schon nach.“⁴⁸ Was ihr gelang, erschloß sich nicht allen Kindern so einfach. Für solche Kinder war der Verlust an Unterricht vermutlich das schlimmste Manko für ihr Leben.

Soweit als möglich integrierten sich die Schwabengänger wieder in das heimatliche Leben. Zumindest äußerlich verließ es in den gewohnten Bahnen. Doch der Aufenthalt in der Fremde hatte ihr Leben verändert. Deshalb war es auch eine Rückkehr in ein verändertes Dasein. Die Schwabenkinder waren Kinder zweier Welten – einer richtigen Heimat und einer Arbeitsheimat.

Anmerkungen

- 1 Regina Lampert, *Die Schwabengängerin*, hrsg. von Bernhard Tschofen, Zürich 1996, 61.
- 2 Ebd., 64.
- 3 Ebd., 67.
- 4 Ingo Schneider, *Schwabenkinder aus dem Außerfern*, in: Gert Amann (Hrsg.), *Künstler, Händler, Handwerker. Tiroler Schwaben in Europa* (Katalog zur Tiroler Landesausstellung) Reutte 1989, 222-232, 231..
- 5 Franz Kurz, *Verkehrs-Geschichte des Arlbergs im Mittelalter*, 1899, zit. nach Otto Uhlig, *Die Schwabenkinder aus Tirol und Vorarlberg*, Innsbruck/Stuttgart 1983 (2. Aufl.), 80.
- 6 Siehe Hubert Gundolf, *Tiroler in aller Welt*, Innsbruck 1972, 35.
- 7 Tiroler Landesarchiv, Litt. R 15, Abt. Leopoldinum; zit. nach Sabine Mücke/Dorothee Breucker, *Schwabenkinder*, Ravensburg 1998, Abb. auf S. 3.
- 8 Josef Rohrer, *Uiber die Tiroler*, Wien 1796, 30-32.
- 9 Ebd., 49-51.
- 10 Peter Phillip Wolf, *Kurzgefaßte Geschichte, Statistik und Topographie von Tirol*, München 1807, 197f.
- 11 Johann Jacob Staffler, *Tirol und Vorarlberg*, Innsbruck 1839, 369/373.

- 12 Christian Schneller, Der tirolische Lechgau; in: Österreichische Revue, 2. Jg. 1864, Bd. 1. 239f.
- 13 Josef Muther, Die Wanderungen der Schwabenkinder in Tirol und Vorarlberg, in: Zeitschrift für Kinderschutz und Jugendfürsorge, Wien 1+2/1912, 1.
- 14 Staatsarchiv Augsburg, Regierung Nr. 5158/1, Heft Wohnbrechts [=Wohmbrechts].
- 15 Staatsarchiv Augsburg, Regierung Nr. 5158/1, Heft Hergensweiler.
- 16 Tag- und Anzeigebuch [Kempten] vom 18.3.1903, 3.
- 17 Hans von der Trisanna (=Hans Zangerle), Der Tiroler Lechgau und dessen Nachbarschaft, Innsbruck 1913, 27.
- 18 Erlaß des Bezirkshauptmanns von Imst vom 16.3.1915; zit. nach Ferdinand Ulmer, Die Schwabenkinder, Prag 1943, 92.
- 19 Staatsarchiv Augsburg, Bezirksamt Füssen, Akt Nr. 3157.
- 20 Staatsarchiv Augsburg, Regierung Nr. 5151, Heft Seeg.
- 21 Der Frühjahrsmarkt mit Hirten- und Treibbuben aus Tirol und der Schweiz in einigen Städten in Oberschwaben. In: Correspondenzblatt des Württemberger landwirtschaftlichen Ver eins, Stuttgart 1829, Bd. 16., 293ff; zit. nach Ulmer, 12.
- 22 Ferdinand Hörner, Nur gute Schüler durften zum Viehhütten, in: Schwäbische Landeszeitung vom 23.9.1958, 25.
- 23 G. Döllinger: Sammlung der im Gebiete der inneren Staatsverwaltung des Königreichs Bayern bestehenden Verordnungen, München 1838, Bd. 9(3), 1428.
- 24 Siegfried Laferton, Zur Schulpflicht der Schwabenkinder im Allgäu, in: Allgäuer Geschichtsfreund, Kempten 1987, 118-143, 128.
- 25 Staatsarchiv Augsburg, Bezirksamt Lindau, Akt 4028.
- 26 Ebd.
- 27 Schneider, 228.
- 28 Lampert, 54.
- 29 Dienstboten- und Gesellenregister der Marktgemeinde Obergünzburg für die Jahre 1867-1877, Gemeinearchiv Obergünzburg. Der Eintrag ist ohne Altersangabe, jedoch weist die Dienstzeit vom 22.3.1867-10.11.1867 auf ein Schwabenkind hin.
- 30 Tag- und Anzeigebuch [Kempten] vom 21.3.1903, 3.
- 31 Lampert, 56.
- 32 Ebd.
- 33 Kaufbeurer Volkszeitung vom 11.3.1906, 2.
- 34 Siehe Uhlig, 231-244.
- 35 Siehe Günther Kapfhammer, Gesindemärkte in Bayern, in: Bayerisches Jahrbuch für Volkskunde, München 1968, 145-147.
- 36 Zit nach Uhlig, 129.
- 37 Siehe Uhlig, 208f. und 298-300.
- 38 Heinrich M. Verdross-Droßberg, Vorder- u. Hinterhornbach (Landschaft und Menschen), in: Außerferner Buch (Schlern-Schriften Bd. 111), Innsbruck 1955, 263.
- 39 Siehe Lampert, 181f.
- 40 Dienstboten- und Gesellenregister der Marktgemeinde Obergünzburg für die Jahre 1889-1899, Gemeinearchiv Obergünzburg.
- 41 Oberdorfer Landbote Nr. 81/1899 vom 11.4.1899, 2.
- 42 Muther, 25.
- 43 Siehe Uhlig, 134.
- 44 Ullmer, 146.
- 45 Lampert, 59.
- 46 Ebd., 90f.
- 47 Ebd., 93.
- 48 Ebd., 128.